

# Auf den langen Brettern

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **18 (1913-1914)**

Heft 5

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310981>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Tempel war denn auch das letzte Stück Boden, das dem Volke Israel als solchem vom Eigentum seiner Väter gehörte; denn da der Tempelberg schon seiner Gestalt und Lage nach eine natürliche Festung bildete, deren Widerstandsfähigkeit noch erhöht wurde durch die dicken Mauern, die die einzelnen Vorhöfe voneinander trennten, wie auch durch seine mächtigen Terrassierungen, so war er zugleich der stärkste Punkt des Landes in Kriegszeiten. Bei den Belagerungen der Stadt durch Pompejus, Herodes und Titus war es immer der Tempel, um dessen Besitz schliesslich noch gekämpft wurde und als während der Zerstörung Jerusalems auch er nicht mehr gehalten werden konnte, gab sich die ganze Besatzung, um ihn nicht lebend abtreten zu müssen, selbst den Tod.

Herodes hatte auf Zion für sich im prunkvollen Stile des damaligen Heidentums einen Palast errichten lassen mit weiten Sälen, Säulengängen und Bädern, dessen einen Flügel er nach dem Cäsar, den andern nach Agrippa genannt hatte.

Er verschonte aber das engere Weichbild der Stadt Jerusalem mit Bauten spezifisch heidnischen Charakters; doch bewiesen vornehmlich nach den Mitgliedern der kaiserlichen Familie benannte Baudenkmäler allüberall in Palästina, dass Jehovah in seinem heiligen Lande sehr viele Götter neben sich habe.

An den Jordanquellen und in Sebaste hatte Herodes dem Augustus einen Tempel aus weissem Marmor gestiftet und einen weitem in Cäsarea, der mit der Kolossalstatue des Augustus als Zeus Olymius die Stadt weit überragte und den Seefahrer schon von weitem grüsste. Überhaupt wendete er Cäsarea, dem frühern Stratonsturm, eine ganz besondere Sorgfalt zu; er liess den Stadtteil am Hafen aus weissen Steinen aufführen, versah es mit verschiedenen Prachtbauten und einer äusserst zweckmässigen Kanalisation, welcher selbst die Juden ihre Anerkennung nicht versagen konnten — allerdings taten sie es nur mit Verdruss, da vor allem wieder den Vorteil dieser Bevorzugung Samaria hatte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Auf den langen Brettern.

Das scheint wieder ein schlafmütziger Winter werden zu wollen, ohne rechte Kälte, ohne Schnee und Eis. Wie soll man da die Schulstubenluft aus der Brust schaffen und Missmut und schwere Gedanken aus dem Kopf. Im ehrlichen Kampf mit Sturm und Schnee könnte man am besten die bösen Geister los werden; also auf, den Winter zu suchen! Will er nicht zu uns Stadtleuten niedersteigen, so steigen wir ihm nach in die Bergwelt, ob wir ihn in einem heimlichen Winkel finden. Richtig, da oben zwischen Churfürsten und Säntis hat er sich häuslich eingerichtet. Je weiter der Postschlitten auf seiner weissen Bahn hinaufsteigt, desto schöner zeigt sich die winterliche Bergwelt; noch ist sie vom rosigen Abendschein übergossen, bald aber senkt sich das kalte Blut der winterlichen Dämmerung auf das Tal, und droben gehen leise die Sterne des heiligen Abends auf. Weihnachtsabend im stillen, tiefverschneiten Dorf. Unterwasser! Was ist wohl vorzuziehen „Säntis-Unterwasser“ oder „Sternen-Unterwasser“? Wir lassen uns wie die Hirten durch den Stern leiten und kommen in warme, wohlige Stuben. Eine kleine Gesellschaft, von Leuten aus Schweizer-

gauen, die auch den Winter suchen, feiert den heiligen Abend ohne Weihnachtsbaum zwar, ohne Geschenke, mehr mit nach innen gerichtetem Blick. Ein wenig Wehmut, ein wenig Heimweh, ein wenig Erinnerung an Kindertage geht durch die Herzen, Stille Nacht, heilige Nacht!

Dann lösen sich aus dem Morgennebel des Weihnachtstages wieder die Berghäupter, und fernher tönen die Feiertagsglocken aus den Dörfern. Von den hochgelegenen Höfen und Weilern arbeiten sich in langen, dunkeln Lipien Menschen durch den tiefen Schnee. Sie streben dem heimatlichen Kirchlein zu voll Verlangen, wiederum die Weihnachtsbotschaft zu vernehmen.

Wir vertauschen unser Festgewand bald mit der winterlichen Sportausrüstung und wandern auf den langen Brettern, den Skiern, nach einer sanften Halde, über die unberührt die weiche, weisse Decke gebreitet liegt. Anfangs verursacht uns das Steigen mit dem verlängerten Schuhwerk Mühe, und schwer atmend und mit manchem Seufzer nur erreichen wir die Höhe. Die langen Bretter wollen nicht immer so, wie wir wollen, ja sie bereiten uns Niederlagen, wo wir siegen und regieren wollen. Sie lehren uns gar, den vaterländischen Boden in Demut küssen.

Bis, ja bis wir das „ich will“ aus der obern Telephonstation so nachdrücklich nach den Füßen befohlen haben, dass sie samt den langen Brettern unserm Befehl gehorchen. „Meine Damen und Herren,“ meinte zwar einer der gelehrten Herren Skikursleiter, „zum Skifahren brauchen Sie, bitte, Knie und Füße, nicht das Gehirn.“ Da wir letzteres trotzdem zu unsern Fahrten auch mitnehmen, und da wir wieder und wieder zur Höhe steigen und zu Tale sausen, kommt uns immer froher zum Bewusstsein, wie die Schulstubenschwere und der drückende Missmut sich von uns lösen und als ein überflüssiges und zu schweres Stück Gewand an uns niedergleiten. Leichter wird der Atem, leichter der Schritt, und klaren Auges schauen wir auf zu den Bergen.

Nur zu bald ruft uns jeweilen die Stunde zu unserer Herberge, über welcher der Stern steht, und wo die freundliche Hausmutter, Sohn und Enkelin für uns sorgen, dass wir uns so recht daheim fühlen. Natürlich tragen der warme Ofen, der lederbezogene Grossvaterstuhl und das trauliche Ofenbänklein auch ihren Teil zur Gemütlichkeit bei, und im blank gescheuerten Kupfereimer spiegelt sich Toggenburger Sauberkeit.

Bald suchen wir für unsere Taten weiteren Raum, die sanfte Halde liegt verlassen; wir steigen im Bergschritt zum Schwendisee hinauf, in eine aussichtsreiche, schöne Schneewelt. Oben am Käserrugg spielt der Wind mit dem Pulverschnee, so dass es aussieht, als ob dem Berg sein weisser Haarschopf ins Gesicht geweht würde. Wären wir dort oben! Doch es ist Zeit zur Talfahrt; schön, wer ohne Gefahr um die vielen Strassenkurven gleitet. Indessen steht es jedem frei, aus einer Kurve einen Winkel zu konstruieren und den Punkt, wo sich dessen Linien treffen, durch Niedersitzen im Schnee zu markieren. Angewandte Geometrie!

Baumlange Gymnasiasten, Studenten in höheren Semestern, Papas mit Töchtern und Söhnen, aber nur vier Lehrerinnen sind da, um diese Winterkur und Winterlust zu geniessen. Wie würde aber gerade den Lehrerinnen dies Regen und Bewegen in der kristallklaren, sonndurchleuchteten Winterluft wohl tun. Wie bedeutet das ein Sammeln von Kräfte reserven für das lange, schwere letzte Schulquartal. Aber natürlich, die Lehrerinnen haben nicht Zeit, sich loszureissen von weihnachtlichen Tantenpflichten, und bis sämtliche Neffen und

Nichten und Vettern und Cousinen beglückt und beschenkt sind, reicht es auch nicht mehr zu einem Geschenk für sie selbst, zu ein paar Tagen Aufenthalt im einfachen, wenig anspruchsvollen Bergdorf.

Und die eine und die andere meint, sie wäre nicht mehr jung genug, den neuen Sport zu lernen. Vorurteil — nichts als Vorurteil; Sportleistungen, die 50jährige Familienväter erreichen, die erreicht auch eine Lehrerin, die schon mehrere Alterszulagen bezieht.

Was fragt überhaupt der Bergwinter nach Alter und Stand, er verschreibt allen rote Wangen, gesunden Humor; so sind auch die Ältesten jung und hübsch. Darum, auf dass ich mich nicht wieder ärgern muss über Kolleginnen, die nicht da sind, schreibt für den nächsten Winter in euer Programm: Skikurs in Unterwasser oder in Ober-Yberg oder Grindelwald, wo es eben Schnee genug hat.

Vor dem Winter 1913/1914 aber ziehe ich mit tiefer Verbeugung meine Skikappe und bitte um Verzeihung für die eingangs gegen ihn ausgesprochenen Schmähungen; denn er hat seine Sache gut gemacht.

## **Die Schweizer Frauen als Gastwirtinnen an der Schweizerischen Landesausstellung in Bern.**

Während in stillen und lauten Kämpfen, angefeindet und oft auch belächelt, die Antialkoholbewegung ihren Fortgang nimmt, die Meinungen für und wider in Zeitungsartikeln, Büchern, Vorträgen und Parlamentsreden Ausdruck finden, haben tapfere Frauen einen bedeutsamen Schritt weiter getan. Sie haben sich nicht nur darauf beschränkt, auf unsere herrschenden Trinksitten und ihre furchtbaren seelischen, leiblichen und wirtschaftlichen Folgen hinzuweisen, sie haben ganz einfach gezeigt, dass man Wirtschaften ohne Alkohol-Ausschank betreiben, angenehm und sogar rentabel machen könne. Die einstigen unscheinbaren, oft so dumpfen Kaffeestuben haben in Zürich und anderswo hellen, modernen Räumen weichen müssen. Die geschäftstüchtigen Unternehmerinnen haben es klug und ängstlich vermieden, ihren Wirtschaften einen wohlthätigen Anstrich zu geben, denn sie wollten auch diejenigen Kreise für ihre Sache gewinnen, die sich nichts schenken lassen wollen. So sind die zürcherischen alkoholfreien Wirtschaften zu einem bedeutenden wirtschaftlichen Faktor geworden und niemand möchte mehr die gemütlichen, luftigen Lokale missen, in denen zu billigen Preisen gesunde, einfache Speisen und alkoholfreie Getränke geboten und auch Leute, die mehr Ansprüche machen, befriedigt werden. Wer an der Popularität der Wirtschaften des Frauenvereins zweifelt, soll einmal während der Mittag- und Abendstunden eine derselben besuchen; er mag froh sein, wenn er ein freies Plätzchen findet und wird überrascht feststellen, wie stark die intellektuellen Kreise zu den Besuchern zählen.

Ohne Zweifel haben die zürcherischen alkoholfreien Wirtschaften, die, nebenbei bemerkt, auch im Ausland ein ungewöhnlich grosses Ansehen geniessen, viel dazu beigetragen, dass in weiten Kreisen der Wunsch entstand, es möchte auch während der Schweizerischen Landesausstellung eine ähnliche Einrichtung getroffen werden, die ebenfalls Frauen als Unternehmerinnen und Leiterinnen